

Spiegelaugen



IM TRAUM BEGEGNETE MERLE DER FLIEßENDEN Königin.

Ihr war, als ritte sie auf einem Wesen aus weichem Glas durch die Gewässer der Lagune. Grüne und blaue Schemen umtosten sie, Millionen von Tropfen, so warm wie das Wasser im Inneren ihres Spiegels. Sie umschmeichelten ihre Wangen, ihren Hals, die Flächen ihrer offenen Hände, die sie der Strömung entgegenstreckte. Sie fühlte, dass sie eins war mit der Fließenden Königin, einem Geschöpf, so unbegreiflich wie der Sonnenaufgang, wie die Kräfte des Gewitters und der Stürme, so unfassbar wie das Leben und der Tod. Sie tauchten unter der Wasseroberfläche dahin, doch Merle hatte keine Mühe zu atmen, denn die Königin war in ihr und hielt sie am Leben, so als wären sie beide Teile eines einzigen Körpers.

Schwärme schillernder Fische zogen an ihrer Seite dahin, begleiteten sie auf ihrem Weg, dessen Ziel für Merle immer unwichtiger wurde. Allein die Reise war es, die zählte, das Einssein mit der Fließenden Königin, das Gefühl, die Lagune zu begreifen und an ihrer Schönheit teilzuhaben.

Und obwohl nichts anderes geschah, als dass sie an der Seite der Königin dahinglitt, war es ein Traum so herrlich, wie Merle seit Monaten, seit Jahren keinen mehr geträumt hatte. Im Waisenhaus hatten ihre Nächte aus Kälte, den Bissen der Flöhe und der Furcht vor Diebstahl bestanden. Hier aber, im Hause Arcimboldos, war sie endlich in Sicherheit.

Merle erwachte. Im ersten Moment glaubte sie, ein Geräusch hätte sie aus dem Schlaf gerissen. Doch da war nichts. Völlige Stille.

Die Fließende Königin. Jeder hatte von ihr gehört. Und doch wusste niemand, was sie wirklich war. Als die Galeeren der Ägypter nach ihren Vernichtungsfeldzügen in aller Welt versucht hatten in die venezianische Lagune einzudringen, war etwas Sonderbares geschehen. Etwas Wunderbares. Die Fließende Königin hatte sie in die Flucht geschlagen. Das ägyptische Imperium, die größte und grausamste Macht der Weltgeschichte, hatte mit eingekniffenem Schwanz abziehen müssen.

Seither rankten sich Legenden um die Fließende Königin.

Fest stand, sie war kein Wesen aus Fleisch und Blut. Sie erfüllte und durchdrang das Wasser der Lagune, die engen Kanäle der Stadt genauso wie die weiten Wasserfelder zwischen den Inseln. Die Ratsherren behaupteten, regelmäßig Gespräche mit ihr zu führen und gemäß ihren Wünschen zu handeln. Wenn sie tatsächlich je das Wort ergriffen hatte,

dann allerdings nie in Gegenwart des einfachen Volkes.

Manche sagten, sie sei nur so groß wie ein Tropfen, der mal hier, mal dort war; andere schworen, sie sei das Wasser selbst, jeder noch so kleine Schluck. Sie war mehr Kraft als Kreatur, und für viele gar eine Gottheit, die jedes Ding und jedes Wesen erfüllte.

Der Feldzug des Tyrannen mochte Leid, Tod und Verheerung gesät, Amenophis und sein Imperium die Welt unterjocht haben – die Aura der Fließenden Königin aber schützte die Lagune nun schon seit über dreißig Jahren, und da war keiner in der Stadt, der sich ihr nicht verpflichtet fühlte. In den Kirchen wurden Messen zu ihren Ehren abgehalten, die Fischer opferten einen Teil jedes Fangs und selbst die geheime Gilde der Diebe zeigte ihre Dankbarkeit, indem sie an bestimmten Tagen im Jahr ihre Finger bei sich behielt.

Da – wieder ein Geräusch! Diesmal gab es keinen Zweifel.

Merle richtete sich im Bett auf. Noch immer umspülten die Ausläufer des Traums ihre Sinne wie Meerscham die Füße während einer Strandwanderung.

Der Laut wiederholte sich. Ein metallisches Knirschen, das aus dem Hof heraufdrang. Merle kannte dieses Geräusch – der Deckel der Zisterne. So klang es überall in Venedig, wenn die schweren Metalldeckel der Brunnen geöffnet wurden. Die Zisternen

waren in der ganzen Stadt zu finden, auf jedem öffentlichen Platz und in den meisten Höfen. Ihre runden Ummauerungen waren mit Mustern und Fabelwesen aus Stein verziert. Riesige, halbrunde Deckel schützten das kostbare Trinkwasser vor Schmutz und Ratten.

Aber wer machte sich um diese Uhrzeit an einer Zisterne zu schaffen? Merle stand auf und wischte sich den Schlaf aus den Augen. Ein wenig wacklig auf den Beinen, ging sie zum Fenster hinüber.

Im Mondlicht sah sie gerade noch, wie eine Gestalt über den Rand der Zisterne kletterte und in den dunklen Brunnenschacht glitt. Einen Augenblick später griffen Hände aus der Finsternis herauf, packten den Rand des Deckels und zerrten ihn knirschend zurück auf die Öffnung.

Merle stieß scharf den Atem aus. Instinktiv duckte sie sich, obwohl die Gestalt längst im Brunnen verschwunden war.

Unke! Es gab keinen Zweifel, dass sie der Schemen unten im Hof gewesen war. Aber was trieb die Haushälterin dazu, mitten in der Nacht in einen Brunnen zu klettern?

Merle fuhr herum und wollte Junipa wecken.

Das Bett war leer.

»Junipa?«, flüsterte sie angespannt. Aber es gab keinen Winkel des kleinen Zimmers, den sie von hier aus nicht hätte einsehen können. Kein Versteck.

Es sei denn ...

Merle bückte sich und schaute unter die beiden Betten. Aber auch dort gab es keine Spur von dem Mädchen.

Sie ging zur Tür. Kein Riegel, den sie am Abend hätten vorschieben können, kein Schloss. Draußen auf dem Gang herrschte Stille.

Merle atmete tief durch. Der Boden unter ihren nackten Füßen war empfindlich kalt. Rasch zog sie ihr Kleid über und fuhr mit den Füßen in ihre ausgetretenen Lederschuhe; sie reichten bis über die Knöchel und mussten geschnürt werden, was ihr im Augenblick viel zu viel Zeit in Anspruch nahm. Aber sie konnte sich unmöglich auf die Suche nach Junipa machen und dabei Gefahr laufen, über ihre Schnürsenkel zu stolpern. Hastig machte sie sich an die Arbeit, doch ihre Finger zitterten und es dauerte doppelt so lange wie sonst, die Schuhe zuzubinden.

Schließlich schlüpfte sie hinaus auf den Gang und zog die Tür zu. Irgendwo in der Ferne ertönte ein bedrohliches Zischen, nicht von einem Tier, eher von einer Dampfmaschine, aber sie war nicht sicher, ob die Quelle des Geräuschs hier im Haus zu finden war. Bald darauf vernahm sie das Zischen erneut, gefolgt von einem rhythmischen Stampfen. Dann herrschte wieder Stille. Erst als Merle schon auf der Treppe nach unten war, fiel ihr ein, dass es am Kanal der Ausgestoßenen nur noch zwei bewohnte Häuser gab – Arcimboldos Spiegelwerkstatt und die des Webers am anderen Ufer.

Es roch sonderbar im ganzen Haus, ein wenig nach Schmieröl, nach poliertem Stahl und dem scharfen Geruch, den sie aus den Glaswerkstätten der Laguneninsel Murano kannte; sie war ein einziges Mal dort gewesen, als ein alter Glasmacher erwogen hatte, sie bei sich aufzunehmen. Er hatte ihr gleich nach ihrer Ankunft befohlen ihm im Bad den Rücken zu schrubben. Merle hatte gewartet, bis er im Wasser saß, und war dann, so schnell sie konnte, zurück zur Anlegestelle gelaufen. In einem der Boote versteckt, war sie dann wieder in die Stadt gelangt. Dem Waisenhaus waren solche Fälle nicht unbekannt, und obwohl die Aufseher keineswegs glücklich waren, sie wiederzusehen, bewiesen sie genug Anstand, sie nicht erneut nach Murano zu schicken.

Merle erreichte den Treppenabsatz im zweiten Stock. Bisher war sie niemandem begegnet und hatte kein Anzeichen von Leben entdeckt. Wo wohl die anderen Lehrlinge schliefen? Vermutlich wie Junipa und sie selbst im dritten Stock. Unke, das wusste sie immerhin, war nicht im Haus – sie vermied es, sich allzu viele Gedanken darüber zu machen, was die merkwürdige Frau in der Zisterne zu suchen hatte.

Blieb nur Arcimboldo selbst. Und natürlich Junipa. Was, wenn sie nur austreten musste? Der schmale Erker, in dem ein runder Schacht im Boden geradewegs hinaus in den Kanal führte, befand sich ebenfalls im dritten Stock. Dort hatte Merle nicht nachgesehen, und jetzt verfluchte sie sich dafür. Das

Naheliegende hatte sie vergessen – vielleicht, weil es im Waisenhaus stets ein schlechtes Zeichen war, wenn eines der Kinder nachts aus seinem Bett verschwand. Nur wenige waren jemals wieder aufgetaucht.

Sie wollte gerade umkehren, um nachzuschauen, als das Zischen abermals ertönte. Es klang noch immer künstlich, maschinell, und der Ton ließ sie erschauern.

Ganz kurz nur glaubte sie noch etwas anderes zu hören, leise im Hintergrund des Zischens.

Ein Schluchzen.

Junipa!

Merle versuchte in dem dunklen Treppenhaus etwas zu erkennen. Die Umgebung war pechschwarz, nur durch ein hohes Fenster neben ihr fiel ein Hauch von Mondschein, eine vage Ahnung von Licht, das kaum ausreichte, um die Stufen unter ihren Füßen auszumachen. Im Gang zu ihrer Linken tickte eine Standuhr einsam in den Schatten, ein monströser Umriss wie ein Sarg, den jemand gegen die Wand gelehnt hatte.

Inzwischen war sie sicher: Das Zischen und Schluchzen kam aus dem Inneren des Hauses. Von weiter unten. Aus der Werkstatt im ersten Stock.

Merle huschte die Stufen hinunter. Der Korridor, der vom Treppenhaus abzweigte, hatte eine hohe Bogendecke. Sie folgte ihm, so leise und rasch sie konnte. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Ihr Atem kam

ihr laut vor wie das Rasseln eines der Dampfboote auf dem Canal Grande. Was, wenn sie und Junipa vom Regen in die Traufe geraten waren? Wenn sich Arcimboldo als ähnliches Scheusal herausstellte wie der alte Glasbläser auf Murano?

Sie schrak zusammen, als sie neben sich eine Bewegung wahrnahm. Nur ihr eigenes Ebenbild, das über einen der zahllosen Spiegel an den Wänden huschte.

Das Zischen ertönte jetzt häufiger und klang näher. Unke hatte ihnen nicht gezeigt, wo genau sich der Eingang zur Werkstatt befand. Sie hatte lediglich erwähnt, dass sie im ersten Stock lag. Hier aber gab es mehrere Türen, und alle waren hoch und dunkel und geschlossen. Merle blieb keine andere Möglichkeit, als den Geräuschen zu folgen. Das leise Schluchzen hatte sich nicht wiederholt. Die Vorstellung von Junipa, die hilflos einer unbekanntem Gefahr ausgeliefert war, trieb Merle die Tränen in die Augen.

Eines jedenfalls war gewiss: Sie würde nicht zulassen, dass ihrer neuen Freundin etwas zustieße, auch wenn das bedeuten mochte, dass man sie beide zurück ins Waisenhaus schickte. An Schlimmeres wollte sie gar nicht erst denken. Trotzdem stahlen sich die bösen Gedanken in ihr Hirn wie surrende kleine Stechmücken:

Es ist Nacht. Und dunkel. In den Kanälen sind schon viele Menschen verschwunden. Keiner würde sich um zwei Wai-

senmädchen scheren. Zwei Mäuler weniger, die es zu füttern gilt, nichts sonst.

Der Gang machte einen Knick nach rechts. An seinem Ende glühte der Umriss einer spitzen Doppeltür. Die Ritzen um die beiden Türflügel schimmerten golden wie Draht, den man in eine Kerzenflamme hält. Im Inneren der Werkstatt musste ein starkes Feuer brennen – der Kohleofen jener Maschine, die das urzeitliche Zischen und Schnauben ausstieß.

Als Merle sich dem Tor auf Zehenspitzen näherte, sah sie, dass eine Rauchsicht über den Steinfliesen des Korridors lag wie feiner Bodennebel. Der Rauch drang unter der Tür hervor und wurde von dort aus in feurigen Schimmer getaucht.

Und wenn in der Werkstatt ein Feuer ausgebrochen war? Du musst ruhig bleiben, hämmerte Merle sich ein. Ganz, ganz ruhig.

Ihre Füße wühlten den Rauch am Boden auf und zauberten die Umrisse nebliger Geister in die Dunkelheit, vielfach vergrößert und verzerrt als Schatten an den Wänden. Das einzige Licht war die Glut in den Ritzen rund um das Tor.

Schwärze, Nebel und das glühende Tor direkt vor ihr. Merle kam es vor wie der Eingang zur Hölle, so unwirklich, so beklemmend.

Der beißende Geruch, den sie oben im Treppenhaus wahrgenommen hatte, war hier noch eindringlicher. Auch der schmierige Ölgestank wurde stärker. Es gab Gerüchte, dass in den vergangenen Monaten

Höllboten den Stadtrat aufgesucht und ihm die Hilfe ihrer Meister im Kampf gegen das Imperium angeboten hatten. Doch die Ratsherren hatten jeglichen Pakt mit dem Leibhaftigen ausgeschlagen; solange die Fließende Königin sie alle schützte, gab es keinen Grund dazu. Seit eine Expedition der *National Geographic Society* unter dem berühmten Professor Charles Burbridge im Jahre 1833 die Existenz der Hölle als realen Ort im Inneren der Erde nachgewiesen hatte, war es zu mehreren Begegnungen zwischen den Gesandten Satans und Vertretern der Menschheit gekommen. Genaueres wusste allerdings niemand darüber, und das war vermutlich gut so.

Merle schoss all das durch den Kopf, während sie die letzten Schritte bis zum Tor der Werkstatt machte. Unendlich vorsichtig legte sie eine Hand flach an das Holz. Sie hatte erwartet, dass es sich warm anfühlte, doch das erwies sich als Trugschluss. Das Holz war kühl und unterschied sich durch nichts von dem der anderen Türen im Haus. Auch die Metallklinke war kalt, als Merle mit dem Finger darüberstrich.

Sie überlegte, ob sie einfach eintreten sollte. Es war das Einzige, was sie tun konnte. Sie war allein und sie bezweifelte, dass es irgendwen in diesem Haus gab, der ihr beistehen würde.

Gerade hatte sie ihren Entschluss gefasst, als die Klinke von der anderen Seite hinabgedrückt wurde. Merle wirbelte herum, wollte fliehen, sprang dann

aber in den Schutz des linken Türflügels, während der rechte nach innen schwang.

Ein breiter Strahl aus Glutlicht ergoss sich über den Rauch am Boden. Wo Merle gerade noch gestanden hatte, wurden die Schwaden vom Luftzug beiseitegefegt. Dann fiel ein Schatten über den Lichtstreif. Jemand trat heraus auf den Korridor.

Merle drückte sich, so tief sie konnte, in den Schutz des Türflügels. Sie war keine zwei Meter von der Gestalt entfernt.

Schatten können Menschen bedrohlich machen, auch wenn sie es in Wahrheit gar nicht sind. Sie machen Winzlinge groß und Schwächlinge so breit wie Elefanten. So war es auch in diesem Fall.

Der mächtige Schatten schrumpfte, je weiter sich der kleine alte Mann von der Lichtquelle entfernte. Wie er so dastand, ohne Merle zu bemerken, wirkte er fast ein wenig lächerlich in seinen viel zu langen Hosen und dem Kittel, den Ruß und Rauch fast schwarz gefärbt hatten. Er hatte wirres graues Haar, das nach allen Seiten abstand. Sein Gesicht glänzte. Ein Schweißtropfen rann seine Schläfe hinab und verfring sich in seinem buschigen Backenbart.

Statt sich zu Merle umzudrehen, wandte er sich zurück zur Tür und streckte die Hand in Richtung des Lichts aus. Ein zweiter Schatten verschmolz am Boden mit dem seinen.

»Komm, mein Kind«, sagte er mit sanfter Stimme.
»Komm heraus.«

Merle regte sich nicht. So hatte sie sich ihr erstes Treffen mit Arcimboldo nicht vorgestellt. Nur die Ruhe und Gelassenheit, die in der Stimme des alten Mannes lagen, machten ihr ein wenig Hoffnung.

Dann aber sagte der Spiegelmacher: »Die Schmerzen werden gleich aufhören.«

Schmerzen?

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Arcimboldo zur offenen Tür gewandt. »Du wirst dich schnell daran gewöhnen, glaub mir.«

Merle wagte kaum zu atmen.

Arcimboldo machte zwei, drei Schritte rückwärts den Gang hinab. Dabei hielt er beide Hände ausgestreckt, eine Aufforderung, ihm zu folgen.

»Komm näher ... Ja, genau so. Ganz langsam.«

Und Junipa kam. Mit kleinen, unsicheren Schritten trat sie durch die Tür auf den Gang. Sie bewegte sich steif und sehr vorsichtig.

Sie kann doch nichts sehen, dachte Merle verzweifelt. Warum nur ließ Arcimboldo sie ohne Hilfe an einem Ort umherirren, der ihr nicht vertraut war? Warum wartete er nicht, bis sie seine Hand ergreifen konnte? Stattdessen ging er immer weiter rückwärts, entfernte sich von der Tür – und hätte eigentlich jeden Moment Merle entdecken müssen, die sich in den Schatten versteckte. Wie gebannt starrte sie auf Junipa, die an ihr vorbei den Korridor hinabtappte. Auch Arcimboldo hatte nur Augen für das Mädchen.

»Du machst das sehr gut«, sagte er aufmunternd.
»Sehr, sehr gut.«

Der Rauch am Boden zerfaserte allmählich. Aus dem Inneren der Werkstatt quollen keine neuen Schwaden mehr. Das flammende Glutlicht tauchte den Gang in waberndes, düsteres Orange.

»Es ist alles so ... verschwommen«, flüsterte Junipa kläglich.

Verschwommen?, dachte Merle erstaunt.

»Das wird sich bald legen«, sagte der Spiegelmacher. »Warte nur ab – morgen früh, bei Tageslicht, sieht alles schon ganz anders aus. Du musst mir nur vertrauen. Komm noch ein wenig näher.«

Junipas Schritte wurden jetzt sicherer. Ihr vorsichtiger Gang rührte nicht etwa daher, dass sie nichts sehen konnte. Ganz im Gegenteil.

»Was erkennst du?«, fragte Arcimboldo. »Was genau?«

»Ich weiß nicht. Etwas bewegt sich.«

»Das sind nur Schatten. Hab keine Angst.«

Merle traute ihren Ohren nicht. War es möglich, war es tatsächlich möglich, dass Arcimboldo Junipa das Augenlicht geschenkt hatte?

»Ich habe noch nie sehen können«, sagte Junipa verwirrt. »Ich war schon immer blind.«

»Ist das Licht rot, das du siehst?«, wollte der Spiegelmacher wissen.

»Ich weiß nicht, wie Licht aussieht«, gab sie unsicher zurück. »Und ich kenne keine Farben.«

Arcimboldo verzog das Gesicht, als ärgere er sich über sich selbst. »Dumm von mir. Daran hätte ich denken müssen.« Er blieb stehen und wartete, bis er Junipas ausgestreckte Hände ergreifen konnte. »Du wirst eine Menge dazulernen in den nächsten Wochen und Monaten.«

»Deshalb bin ich doch hergekommen.«

»Dein Leben wird sich verändern, jetzt, da du sehen kannst.«

Merle hielt es nicht mehr länger in ihrem Versteck. Ungeachtet aller Folgen sprang sie aus den Schatten hinaus ans Licht.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«

Arcimboldo schaute überrascht zu ihr herüber. Auch Junipa blinzelte. Angestrengt versuchte sie etwas zu erkennen. »Merle?«, fragte sie.

»Ich bin hier.« Merle trat neben Junipa und berührte sie sanft am Arm.

»Ah, unser zweiter neuer Schüler.« Arcimboldo hatte sein Erstaunen rasch überwunden. »Ein ziemlich neugieriger Schüler, wie mir scheint. Aber das macht nichts. Morgen früh hättest du es ohnehin erfahren. Du bist also Merle.«

Sie nickte. »Und Sie Arcimboldo.«

»In der Tat, in der Tat.«

Merle schaute von dem alten Spiegelmacher zurück zu Junipa. Die Erkenntnis dessen, was er getan hatte, traf sie unvorbereitet. Auf den ersten Blick und im schwachen Licht war ihr die Veränderung nicht

aufgefallen, doch nun fragte sie sich, wie sie *das* hatte übersehen können. Eine eiskalte Hand schien ihren Rücken hinabzustreichen.

»Aber ... wie ...«

Arcimboldo lächelte stolz. »Beachtlich, nicht wahr?«

Merle brachte kein Wort heraus. Stumm starrte sie Junipa an.

In ihr Gesicht.

Auf ihre Augen.

Junipas weiße Augäpfel waren verschwunden. Stattdessen funkelten unter ihren Lidern silberne Spiegel, eingelassen in ihre Augenhöhlen. Nicht gerundet wie ein Augapfel, sondern flach. Arcimboldo hatte Junipas Augen durch die Splitter eines Kristallspiegels ersetzt.

»Was haben Sie –«

Arcimboldo fiel ihr sanftmütig ins Wort. »Ihr angeht? Nichts, mein Kind. Sie kann wieder sehen, zumindest ein wenig. Aber das wird sich von Tag zu Tag bessern.«

»Sie hat Spiegel in ihren Augen!«

»So ist es.«

»Aber ... aber das ist ...«

»Magie?« Arcimboldo zuckte die Achseln. »Manche mögen es so nennen. Ich nenne es Wissenschaft. Neben Mensch und Tier ist nur ein einziges anderes Ding auf der Welt in der Lage zu sehen. Schau in einen Spiegel, und er schaut zu dir zurück. Das ist die

erste Lektion in meiner Werkstatt, Merle. Merk sie dir gut. Spiegel können sehen.«

»Er hat Recht, Merle«, pflichtete Junipa ihm bei. »Ich kann tatsächlich etwas sehen. Und ich habe das Gefühl, dass es mit jeder Minute ein wenig mehr wird.«

Arcimboldo nickte erfreut. »Das ist wunderbar!« Er ergriff Junipas Hand und veranstaltete mit ihr einen Freudentanz, gerade vorsichtig genug, um sie nicht von den Beinen zu reißen. Um sie herum stoben die letzten Reste der Rauchdecke auf. »Sag selbst, ist es nicht fantastisch?«

Merle starrte die beiden an und konnte noch immer nicht recht glauben, was sich vor ihren Augen abspielte. Junipa, die seit ihrer Geburt blind gewesen war, konnte sehen. Dreizehn Jahre Finsternis hatten ein Ende. Und das hatte sie Arcimboldo zu verdanken, diesem schwächtigen Männlein mit dem wirren Haar.

»Hilf deiner Freundin auf euer Zimmer«, sagte der Spiegelmacher, nachdem er Junipa losgelassen hatte. »Ihr habt morgen einen anstrengenden Tag vor euch. Jeder Tag in meiner Werkstatt ist anstrengend. Aber ich denke, es wird euch gefallen. O ja, das denke ich wirklich.«

Er reichte Merle die Hand und fügte hinzu: »Willkommen in Arcimboldos Haus.«

Ein wenig verdattert erinnerte sie sich an das, was man ihr im Waisenhaus eingehämmert hatte. »Vie-

len Dank, dass wir hier sein dürfen«, sagte sie artig. Aber sie hörte selbst kaum, was sie da von sich gab. Verwirrt schaute sie dem vergnügten alten Mann hinterher, der mit tänzelnden Schritten zurück in seine Werkstatt huschte und den Türflügel hinter sich zuzog.

Zaghaft griff Merle nach Junipas Hand und half ihr die Treppen hinauf bis in den dritten Stock. Alle paar Schritte fragte sie besorgt, ob die Schmerzen auch wirklich nicht allzu schlimm seien. Immer wenn sich Junipa zu ihr umwandte, fröstelte Merle ein wenig. In den Spiegelaugen nahm sie dann nicht ihre Freundin wahr, sondern nur sich selbst, zweimal gespiegelt und leicht verzerrt. Sie tröstete sich damit, dass es gewiss nur eine Sache der Gewöhnung war, bis ihr Junipas Anblick als ganz normal erscheinen würde.

Und dennoch, ein leiser Zweifel blieb. Vorher waren Junipas Augen blind und milchig gewesen. Jetzt waren sie kalt wie geschliffener Stahl.

»Ich kann sehen, Merle. Ich kann wirklich sehen.«

Junipa murmelte die Worte noch immer vor sich hin, als sie längst wieder im Bett lagen.

Nur einmal, Stunden später, erwachte Merle aus wirren Träumen, als sie erneut das Knirschen des Brunnendeckels hörte, tief unten im Hof und sehr, sehr weit entfernt.